

# Kultur & Politik

## *Kurzgeschichte*

Version 1.0

Personen – natürliche und juristische – sind frei erfunden, Geldbeträge, Amtshandlungen und Überzeugungen entsprechen der Realität.

Autor: Hartwig Thomas

Datum: 17. September 2009

Urheberrecht:

Jedermann darf diesen Text frei kopieren und als Basis eigener Arbeiten verwenden, sofern diese denselben Lizenzbedingungen unterstellt werden. Solche Kopien oder Bearbeitungen dürfen auch verkauft werden. Bedingung für diese freie Verwendung ist die Nennung der Urheberschaft für die kopierten bzw. verwendeten Bestandteile. Lizenzen, die anderen Bedingungen unterworfen sind, können mit dem Urheber ausgehandelt werden.

Lizenztext juristisch exakt: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.5/ch/>.

## 1

„Man sollte alle Schwarzen an die Wand stellen!“ hat ein alter Besoffener neben mir gesagt.“

Solche Rede entstieg dem fast bläulich-schwarzen Mund in Chandras hübschem Gesicht. Weiss blinkten ihre Zähne darin auf. Mit dem spektakulär mit ihrer dunklen Haut kontrastierenden, grünseidenen Hosenanzug schien die junge Frau um einen seriösen, geschäftlichen Eindruck bemüht. Ihren dunkelbraunen Augen konnte Niklaus, der ihr gegenüber sass, keinen Ausdruck entnehmen.

Sie waren nach dem Anstellungsgespräch beim gemütlichen, privaten Teil angelangt. Chandra hatte in Mumbai Informatik studiert und in Minnesota ihren Masters gemacht. Niklaus Häusler, Haupteigentümer der selbstverwalteten Häusler & Partner AG, hatte Chandra heute zusammen mit seinem Partner zum zweiten Mal interviewt. Es ging diesmal naturgemäss um die konkreteren Anstellungsbedingungen. Eine Schwierigkeit bestand darin, dass Häusler & Partner beim dafür zuständigen Amt ein Gesuch für eine Arbeitsbewilligung vom Typ B würde stellen müssen. Da sie nicht zu einem bevorzugten Ausländerkreis gehörte, war mit Schwierigkeiten zu rechnen.

Eine Kleinfirma erhalte nicht automatisch eine gleich gute Ausländerquote wie etwa eine Grossbank oder ein städtisches Pflegeheim, erklärte Niklaus. Da aber sämtliche fünf Angestellten der Firma Schweizer seien, und schon vergeblich nach Schweizern mit gleichwertiger Ausbildung gesucht worden war, durfte man hoffen, dass das Gesuch gutgeheissen würde. Da es Chandra wichtig war, in der Schweiz praktisch programmieren lernen zu können, hatte sie einen bescheidenen Monatslohn von 5'000 Franken vorgeschlagen. Niklaus hatte von sich aus einen Lohn von 6'400 festgelegt. In der Häusler & Partner würden Frauen und Männer, Ausländer und Schweizer bei gleicher Leistung gleich entlohnt.

Nun sassen Niklaus und Chandra im Zürcher Volkshausrestaurant. Er trug Bluejeans, die Uniform seiner Generation, und hatte – für das Bewerbungsgespräch – statt dem T-Shirt ein kariertes Hemd angezogen.

Sie schauten den Tauben, Spatzen und Alkis auf dem Helvetiaplatz zu. Alles freute sich über die ersten paar warmen Tage des Frühlings. Die Drogenhändler beim Postomat erinnerten mit ihrer Geschäftigkeit und gestressten Eile an die Bankangestellten am Paradeplatz.

Auf die Frage nach ihren Hobbies hatte Chandra von ihrer Mitgliedschaft im Chor für Volksmusik berichtet. Sie war von einer Bekannten aus der Karibik auf diesen der Volkspartei nahestehenden Chor hingewiesen worden. Sie war ihm beigetreten, um Sprache und Leute in der Schweiz näher kennenzulernen. Sie wurde freundlich aufgenommen. Ihre rhythmische Sicherheit und ihre gute Laune wurden allseits geschätzt.

Niklaus betrachtete durch die Scheibe das Denkmal der Arbeit auf dem Platz. Zwei Arbeiter, eine Frau mit Einkaufstasche mit einem Mädchen. Woran erkannte man, dass es Arbeiter waren? Sie trugen seltsame Mützen, wie es in Berlin in den Dreissiger Jahren üblich war. Der eine zeigte seinem Klassenbruder wo es zur Sonne, zur Freiheit ging. Der musste seine Augen mit der Hand vor der blendenden Sonne schützen. Heute gab es sicher keine solche Arbeiter mehr. Auch der Bildhauer schien Arbeiter eher vom Hörensagen zu kennen. Sie würden sich sicher im für Sozial-Yuppies modernisierte Volkshausrestaurant unwohl fühlen.

Der Chor war im Januar eingeladen worden, an der Albisgüetli-Tagung der Volkspartei Mundartlieder vorzutragen. Sie kamen jeweils zwischen den Reden der Politiker zum Zug. Beim „Margritli und d Soldate“ hätten einige ältere Teilnehmer vergeblich Tränen der Rührung zu verbergen gesucht.

Der riesige, von dem sozialistisch-realistischen Denkmal bewachte Platz wies noch viele Flecken auf, die an das morgendliche Markttreiben erinnerten. Jetzt thronte nur noch klotzig die Barriere des auf Säulen gebauten Amtshauses über der Leere des Pflasters, in welchem eine kleine Minderheit von gut verdienenden Mitgliedern der herrschenden Klasse täglich über Schicksalsfragen von Menschen entschied.

Die Chormitglieder sassen im Dämmerlicht des grossen Saals an den langen Tischen mit den anderen Gästen, während ein Vertreter des Gewerbevereins ein flammendes Plädoyer zur sofortigen und unwiderrufflichen Ausweisung krimineller Ausländer in den Saal schrie. Da hatte eben ein Besoffener in Chandras Hörweite seinem Wunsch zur kollektiven Vernichtung aller Schwarzen geäussert und sie dabei bedeutungsvoll angeblickt.

„Etwas Anderes konntest Du bei einem Anlass der Volkspartei nun wirklich nicht erwarten.“ Niklaus erklärte, er selbst stehe der Sozialpartei nahe, die nicht so ausländerfeindlich sei.

Chandra meinte vermittelnd, sie verstehe nicht viel von Schweizer Politik. Sie könne sich aber gut mit der Kampagne gegen Ausländerkriminalität identifizieren. Man müsse ja zugestehen, dass Ausländer tatsächlich in höherem Mass zu gewalttätiger Kriminalität neigten als Schweizer. Gerade weil in ihrem eigenen Land Entführungen mit Lösegeldforderungen, Schutzgelderpressungen und ähnliche Greuel an der Tagesordnung seien, habe sie sich die USA als Ausbildungsstätte und die Schweiz als Arbeitsort gewählt. Der sehr verständnisvolle Umgang mit gewalttätiger Kriminalität, wie ihn die herrschende Sozialpartei pflege, beängstige sie. Sie sehe Zustände wie in Mumbai heranwachsen. Als sie letztes Jahr zwei Wochen Ferien bei ihren Eltern verbrachte, hatte ihr Vater einen Begleitschutz von fünf Leibwächtern für sie mieten zu müssen geglaubt.

Zum Beispiel sollte man die somalischen Dealer da draussen auf dem Platz einfach verhaften und dauerhaft einsperren oder ausweisen. Die Volkspartei sei gegen die zunehmende Gewaltbereitschaft sowohl bei Ausländern als auch bei Schweizern. Der Besoffene an der Albisgüetli-Tagung sei halt ein alter Spinner mit einem Fremdenverfolgungswahn gewesen. Solche gebe es auch bei anderen Parteien. Sie würden von solchen Parteianlässen förmlich angezogen.

„Ganz so unwichtig war Dir die Angelegenheit nun wohl nicht. Sonst würdest Du nicht zwei Monate später davon erzählen“, sagte Niklaus. Zwischen dem rassistischen Ausbruch des Besoffenen und der vorangegangenen Brandrede des Politikers bestehe ja durchaus ein enger Zusammenhang. Die populistische, politische Propaganda der Volkspartei sei eben von jeher darauf berechnet, die fremdenfeindlichen Ängste im schwächeren Segment der Bevölkerung zu schüren, da man auf diese Weise viel politische Macht und beträchtliche Summen Geldes in die Parteikassen schaufeln könne.

Die Sonne brennt schon heiss auf den Platz, der immer ein bisschen nach verfaulenden Marktresten stinkt, als Chandra, beim Espresso, meint: „Jedenfalls werde ich an der nächsten Parteifeier lieber nicht mitsingen.“

„Ihr solltet das in deinem Chor ausdiskutieren“, findet Niklaus.

## 2

„Du kapitalistisches Ausbeuter-Schwein hast mir gar nichts zu befehlen“, brüllte der Zehnjährige mit dem Roller. Niklaus hatte ihn ermahnt, er möge nicht alle Gäste anrempeln. Chandra – etwas ungewohnt in ihrem roten Kostüm und mit den massiven goldenen Ohrringen – war von der Terrasse in den Saal getreten. „So sollst du nicht reden mit einem älteren Mann! Wenn du einmal gross bist, dann bringt Dir das viel Unglück.“ Dabei schaut sie den frechen Jungen vorwurfsvoll und etwas entsetzt an. Niklaus beschwichtigt „Kevin ist mein Göttibub. Er meint es nicht so. Er wiederholt nur, was ihm andere vorgesagt haben, ohne es zu verstehen.“ Chandra wundert sich, dass er diese unmöglichen Manieren noch entschuldigt. Kevin hat seine Verdrutztheit über Chandras Eingreifen und ihren exotischen Akzent überwunden und brüllt weiter: „Natürlich meine ichs so! Du bist eine Abzocker-Heuschrecke und lässt mich nie in Ruhe spielen!“

Die Feier zum fünfzehnjährigen Bestehen der Häusler & Partner AG fand in einer kleinen Blockhütte am Üetliberg statt. Eine junge Catering-Firma hatte eine levantinische Mezze aufgetischt. Niklaus und seine Mitarbeiter hatten Freunde und Bekannte eingeladen, an diesem Sommertag im Wald gemütlich zusammen zu essen, zu trinken, sich zu unterhalten und ein kleines Konzert zu hören. Es waren etwa fünfzig Personen anwesend. Niklaus genoss es, mit seinen Freunden und Bekannten zusammen

feiern zu können, wenn ihm auch die finanzielle Entwicklung seiner Firma zunehmend Sorgen machte.

„Oh! Schau einmal den Vollmond!“ rief eine dunkelhaarige Dame in einem gelben, mit Blumen bedruckten Sommerkleid, ihrem Begleiter zu, der mit ihr zusammen zum Rauchen nach draussen getreten war. Auch Chandra und Nick drehten sich um und bewunderten die helle Scheibe, die noch nahe am Horizont viel zu gross schien.

Chandra stellt den Herrn in Bügelfalte und Strickjacke vor: „Das Ueli Berger, der Mann von Marianne. Sie singt mit mir im Chor.“ Nach gegenseitigem Händeschütteln, Duzismachen und mit den mitgebrachten Weingläsern anstossen meint Ueli: „Ich bin beeindruckt von deiner Aufbauarbeit. Während ich als kleines Rad in einer ostschweizer Zeitungsredaktion meine Artikel in die Tasten geklappert habe, hast Du in diesen fünfzehn Jahren hunderte von Beschäftigungsjahren geschaffen. Ich hoffe, du ziehst dir einen Nachfolger heran, der deine Vorleistung würdig weiterführt.“ Niklaus sagt, dass es schwierig ist, Nachfolger zu finden, weil heutzutage niemand Lust hat, Unternehmer zu werden. „Als wir als selbstverwaltete Firma gestartet sind, haben die Mitarbeiter sich an den Produktionsmitteln mittels Aktienkauf beteiligt und nicht nur an der Generalversammlung mitgedacht und mitdiskutiert. Heute will niemand mehr mitverantwortlich sein. Das Unternehmertum hat heute einen schlechten Ruf – egal wie Du es handhabst. Die Partner der Häusler & Partner AG sind alle in den ersten vier Jahren ausgestiegen. Heute stört sich niemand an meiner Macht. Wahrscheinlich bin ich zu ungefährlich. Wenn ich mich pensionieren muss, wird die Firma kaum von jemand anderem weitergeführt werden.“

Dann bringt er als Gastgeber das Gespräch auf Marianne. Was sie singen im Chor? Ob ihr das Albigüetlifest vor einem halben Jahr gefallen hat? Marianne bedauert, dass Chandra im Chor gesagt hat, dass sie nächstes Jahr an dieser Veranstaltung nicht mehr mitsingen möchte. „Dabei war das doch sicher keiner von der Volkspartei, der das gesagt hat“, meint Ueli jovial. „da hat sich wohl einer der Schweizerpartei an die Tagung verirrt.“ Niklaus wendet ein, eine solche abwehrende Beschwichtigung vermeide auf feine Art, zur Aussage selber Stellung zu nehmen. So verdirbt man es sich nicht mit den Populisten in der eigenen Partei, die dem Rassismus durchaus zugeneigt sind. „Stell mich nicht gleich in die Göbbels-Ecke, nur weil ich gewisse Sympathien für die Volkspartei habe“, antwortet Ueli etwas verärgert. „Man darf nicht gleich jede – manchmal etwas überzogene – Rhetorik zum Nennwert nehmen.“ Marianne meint, sie habe jedenfalls nichts gegen Schwarze und mit Chandra haben sich alle im Chor immer gut verstanden. Chandra verteidigt den Chor gegenüber Niklaus. Sie habe ja auch nichts gegen die Chormitglieder gesagt. Nur an einer politischen Feier, wo mit „manchmal etwas überzogener Rhetorik“ der Volkszorn gegen Schwarze angeheizt werde, wolle sie nicht

mehr mitmachen. Sie sei dort falsch am Platz. Niklaus wundert sich, dass Chandra den Chor noch verteidigt.

Ueli hat seine Zigarette fertiggeraucht. Der Mond ist zusehends höher gestiegen und dabei kleiner und heller geworden. Nun hat er sich hinter dichtem, Buchenlaub versteckt. In der Dunkelheit des Waldes wird einem plötzlich bewusst, dass es ziemlich kühl ist. Man geht wieder in den Festsaal.

Auch hier ist das Gespräch ins Politische gekippt. Kurt, ein alter Freund von Niklaus, Vater von Kevin und langjähriges Mitglied der Sozialpartei zieht gegen die herrschende Klasse vom Leder. „Diesen Abzockern müsste man allen den Hintern versohlen für die Unmenschlichkeit, mit der sie sozial Benachteiligte behandeln.“ Von Ueli nach seinem Beruf gefragt, erklärt er, dass er für das Bundesamt für Kultur arbeite. Ueli grinst und meint, dann gehöre er ja eher zur herrschenden Klasse als der Kleinunternehmer Niklaus oder die Volkspartei, die sich immerhin für das wertschöpfende Gewerbe einsetze. „Wieviele der 10'000 selbstverwalteten Firmen von 1983 gibt es denn 2013 noch? Man kann die Mitarbeiter, die wie bei Häusler & Partner Mitaktionäre sind, doch nicht systematisch als Kapitalisten und Ausbeuter verunglimpfen, wie es die Sozialpartei regelmässig tut!“ Kurt erklärt, dass er nicht Niklaus, sondern die Manager der grossen Firmen meine. Ueli kontert: „die der Sozialpartei zugehörige herrschende Klasse hat doch immer auf die UBS geschimpft und dann nicht dort, sondern bei Häusler & Partner abkassiert. Firmen, wo alle mitbestimmen, wo Lohntransparenz herrscht, wo Frauen gleich viel verdienen wie Männer und wo man menschlich behandelt wird, sind euch doch ein Dorn im Auge. Um euer Einkommen zu bewahren und eure politische Macht zu zementieren, müsst ihr vernichten, was eurer Greuelpropaganda widerspricht. Für den Erfolg ihrer politischen Propaganda, benötigt die Sozialpartei Unternehmen als Sündenböcke, die von Ausbeutern und Mafiosi beherrscht werden. Darum lässt sie sich von der UBS bezahlen, um die selbstverwalteten Unternehmen zu vernichten. Das ist keine Rhetorik sondern staatsgewaltige Realität.“

Chandra hat Niklaus in die Küche geführt. Hier blendet unfreundliches, helles Neonlicht. Auf den Tischen stehen und liegen Salatschüsseln, Papiersäcke, Frischhaltefolien, Papiergeschirr und Plastikbesteck. Am Boden stehen zwei halb volle Abfallsäcke. In der Ecke stehen noch mitgebrachte Kuchen. Die werden später mit Kaffee serviert. Die Kaffeemaschine brummt in der Ecke. Momentan ist gerade niemand anders im Raum.

Sie fragt ihn nach ihrer Arbeitsbewilligung. Er hat noch nichts vom Amt für Arbeitsbewilligungen gehört. Sein Sekretär musste vor sechs Wochen noch den Arbeitsvertrag mit den vereinbarten 6'400 Franken brutto pro Monat nachliefern. Chandra ist besorgt, dass es Schwierigkeiten geben könnte. Eigentlich wollten sie und ihr Freund in ein paar Monaten heiraten. Er stammt aus dem Kosovo, ist schon seit vielen Jahren in der

Schweiz, hat aber keinen Schweizer Pass. Niklaus versichert ihr, er werde sich für ihre Arbeitsbewilligung nach Kräften einsetzen.

### 3

„Leider hat sich unsere finanzielle Lage seit meiner Vorwarnung vom Juli weiter verschlechtert. Die Häusler & Partner AG kann ihre Mitarbeiter nicht mehr viel länger bezahlen. Wir müssen der gesamten Belegschaft auf Ende Jahr kündigen.“ Niklaus hat für die Generalversammlung im Hinterstübchen des Café Boy ein schwarzes Hemd angezogen. Neben den paar Altaktionären – ehemalige Mitarbeiter und alte Freunde – ist auch die statutengemäss dazu eingeladene, eben angesprochene Belegschaft der Häusler & Partner AG vollständig versammelt. Traditionsgemäss wird die GV durch ein gemeinsames Mittagessen abgeschlossen. Davor müssen sich die Mitarbeiter die Buchhaltung anschauen und den Bericht des Geschäftsführers zum laufenden Jahr anhören.

Die Leiterin der Programmierabteilung schlägt vor, dass alle Löhne um 30% reduziert werden, bis die Ertragslage sich wieder normalisiert hat. Niklaus erklärt, dass dies keine Option ist, auch wenn alle einverstanden wären. Das Amt für Arbeitsbewilligungen hat den Lohn von 6'400 Franken für Chandra als unter dem zulässigen Mindestlohn liegend taxiert und ihn gezwungen, mindestens 6'500 Franken brutto im Monat zu bezahlen. Wegen der Gesetze über die Lohngleichheit müsste er von Rechts wegen sämtliche Löhne um 2% erhöhen, wenn eine ungelernte Anfängerprogrammiererin, die noch nicht sehr fließend Deutsch spricht, 6'500 brutto pro Monat erhält. Auf keinen Fall könne er die Löhne senken, ohne mit dem Amt in Konflikt zu geraten. Er habe Einsprachen gemacht, den Ombudsmann des Kantons Zürich eingeschaltet, eine Rundmail an den gesamten Kantonsrat verschickt und so alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Die Verwaltung habe auf ihrem Standpunkt beharrt, dass die Rettung seiner Firma kein Argument sei, „Lohndumping“ zu tolerieren.

„Wenn ich das Unwort Lohndumping schon höre, kommt mir die Galle hoch!“ fügt er hinzu. „Früher haben wir uns mal zum Ziel gesetzt, die Ausbeutung der dritten Welt zu bekämpfen. Jetzt werden unsere Mitarbeiter von dort beschuldigt, Dumpingpreise für ihre Arbeit zu verlangen, wenn sie mehr als jemals in ihrem Leben verdienen. Ich würde ja nichts sagen, wenn es um Löhne am Existenzminimum ginge. Aber 6'400 pro Monat brutto als Lohndumping zu bezeichnen, ist doch nichts als ausländerfeindliche Besitzstandswahrung, wie sie die Volkspartei nicht so schamlos zu fordern wagt, wie die Gewerkschaften! Denen geht es doch nur darum, eine gerechte Ausgleichung der Löhne der Welt um jeden Preis zu verhindern.“

Den Mitarbeitern ist das alles nicht neu. Sie schauen die kahlen Wände des fensterlosen Sitzungsraums an und lesen die Stichworte auf der Flipchart, die wohl von einer Sitzung einer Werbefirma stammen. Die Equipe

des Café Boy bereitet das Mittagessen vor. Geschirr klappert, Besteck klirrt.

Man hat die Auswegslosigkeit der Firma schon vor der GV oft genug in allen Einzelheiten diskutiert. Der generelle konjunkturelle Einbruch führte zu einer Verschiebung von Aufträgen, die sicher schienen, von einem Monat zum anderen. Eine Fehlanstellung, bei der man sich vom Bewerber über seine Fähigkeiten täuschen liess, hatte 100'000 Franken gekostet, obwohl man ihm noch während der Probezeit kündigen konnte. Die Sitzung nimmt also ihren gewohnten Verlauf mit Genehmigung der Rechnung, Entlastung und Wiederwahl des Verwaltungsrats bis zu den Varia.

Nach der GV das traditionelle Mittagessen. Es gibt Red Snapper mit Reis und eine exotischen Grünzeugs, das niemand zu identifizieren vermag. Der Revisor verabschiedete sich mit guten Wünschen, die Verwaltungsräte, darunter Kurt vom Bundesamt für Kultur, fahren wieder an ihre Arbeit.

Chandra, für ihre erste GV wieder im grünen Hosenanzug, sitzt hinter ihrem Kaffee und schaut Niklaus unglücklich an. Niklaus tröstet sie damit, dass sie ja nun einen B-Ausweis habe. Auch ohne den Ärger mit dem Mindestlohn, wäre die Firma in Schwierigkeiten geraten. Er hoffe, dass er sich mit einem Zusatzkredit der ZKB über Wasser halten könne. Schliesslich habe er während einem Jahrzehnt jeweils rund eine Viertelmillion dort auf dem Konto gehabt. Sie kennen ihn seit langem. Leider sei aber seine Kundenberaterin vor einem Vierteljahr durch einen sehr jungen unsicheren neuen Mann ersetzt worden ...

Chandra hat aber andere Sorgen: Ihr inzwischen eingebürgerter Freund, wird nun von seiner Familie im Kosovo erpresst, ihnen seinen ganzen Lohn zu schicken. Die ersehnte Schweizer Staatsbürgerschaft erweist sich als gefährlich. Sie hofft, dass ihm nicht die Kniescheiben zer schlagen werden.

Niklaus fühlt sich auf diesem Gebiet eher inkompetent und schaut zum Fenster hinaus, während sie die Lage ausmalt. Dort beobachtet er einen Fast-Zusammenprall eines Velofahrers mit einem Zwillingsskinderwagen. Die Quartierstrasse ist zwar kaum befahren. Die Velofahrer halten es aber für sicherer, mit 20 Stundenkilometern auf dem Trottoir zu fahren. Nachdem Chandra ihre Geschichte losgeworden ist, entsteht eine Pause.

Um das Gespräch in ungefährlichere Bahnen zu lenken, fragt er, wie ihre Chorkollegen auf ihre Absage für die nächste Albisgüetli-Tagung reagiert hätten. Sie erzählt, wie alle sehr laut und ausführlich zu diesem Thema schwiegen. „Also alle feige!“ Chandra verteidigt ihren Chor: Dass man die Konflikte vermeidet und auch bei abweichenden Meinungen einen Modus Vivendi miteinander sucht, schätzt sie an der Schweiz. Besser als das Kniescheibenzertrümmern bei jedem kleinen Anlass ist es alle Mal. Was sie allerdings wirklich getroffen habe, sei eine Reaktion per Mail gewe-



sen, in der ihr die Mitsängerin mitteilte, sie habe ja gewusst, dass sie in der Minderheit sein würde, als sie als Schwarze in die Schweiz gekommen sei. In ihren Ohren klinge das wie eine Aufforderung, die Schweiz zu verlassen, wenn ihr der Rassismus an der Albisgüetli-Tagung nicht passe.

Niklaus kommentiert: „Als der Richter den Mann wegen häuslicher Gewalt zu drei Tagen bedingt verurteilte, sagte er zur klagenden Ehefrau, der vier Zähne ausgeschlagen waren, sie habe ja gewusst, auf was sie sich einlasse, als sie einen gewalttätigen Mann geheiratet habe.“

## 4

Im Januar sitzen Niklaus und Chandra wieder im Volkshausrestaurant und trinken Kaffee. Chandra schaut den Schneepflotsch auf dem Platz mit Abscheu an. Sie ist warm angezogen mit einer spektakulären Wolljacke un vielen lauten Farben. Die ZKB hatte den Kredit nicht nur nicht aufgestockt, sondern den bestehend Kontokorrentkredit von 50'000 anfang Dezember mit einer Frist von zehn Tagen gekündigt. Alle Mitarbeiter ausser Chandra hatten per Ende Jahr bei der Häusler & Partner aufgehört.

Glücklicherweise haben fast alle schon eine feste neue Anstellung gefunden. Niklaus hatte Chandras Arbeitsvertrag noch um zwei Monate verlängert, weil ihr neuer Arbeitgeber mindestens so lange brauchte, um ihre B-Bewilligung auf sich zu transferieren. Er wird die Firma in ein paar Monaten wohl schuldenfrei liquidieren können. Sein eigenes kleines Vermögen, das Ergebnis von fünfzehn Jahren Unternehmertum, war allerdings in den letzten paar Monaten aufgebraucht worden, um alle Löhne zu bezahlen. Die Produktivität der Mitarbeiter mit einer dreimonatigen Kündigungsfrist sank nach der Kündigung auf Null. Er hätte gleich alle im Oktober freistellen sollen. Er würde sich arbeitslos melden müssen. Er hatte schon einmal eine Anfrage nach den Formalitäten an das Arbeitsamt geschickt.

Chandra macht nun neben der Programmierung auch das Sekretariat. Da immer noch viele Aufträge zu erledigen sind, konzentriert sich Niklaus aufs Programmieren. Die Häusler & Partner AG würde nicht an Auftragsmangel scheitern. Was ihr das Genick brach, waren exorbitante Mindestlöhne, Fehlentscheidungen beim Anstellungsverfahren, ein immer dichter werdendes Gebührendickicht. Die Politik hatte entdeckt, dass man unpopuläre Steuern vermeiden konnte, wenn man stattdessen unüberprüfbare Gebühren verlangte. Diese Abfall-, Energie-, Berufsbildungsgebühren wurden natürlich nicht etwa bei der ganzen Bevölkerung, sondern nur dort eingezogen, wo es noch etwas zu holen gab: bei den Kleinunternehmen des Landes. Niklaus hatte gelesen, dass inzwischen schon 60% der der Stadtverwaltung statt über Steuern über Gebühren finanziert wurden.

Nachdem beide die Nacht durchgearbeitet haben, weil ein Programm fertigzustellen war, das heute morgen abgeliefert werden musste, gönnen

sie sich jetzt den Kaffee mit Gipfeli. Niklaus hatte die letzten Fehler bereinigt. Chandra hatte jede Version immer wieder von vorne durchgetestet. Immerhin konnten sie nun eine Rechnung stellen, die den ausstehenden, gemahnten AHV-Beitrag bezahlen würde.

Nach der Kündigung des Kredits durch die ZKB und dessen Bezahlung hatte Niklaus das Bankkonto aufgelöst und liess die Kunden auf das Postkonto zahlen. Er wusste, dass das von vielen als Alarmsignal interpretiert wurde. „Aha! Muss er nun aufs Postkonto zahlen lassen, weil er der Bank alle Zahlungen auf sein Konto zedieren musste?“ Das würde mancher denken. War aber nicht zu vermeiden.

Chandra hatte auf dem Weg zum Volkshaus den Briefkasten geleert und die Post mitgenommen. Sie schiebt die Krümel der Gipfeli zur Seite und öffnet die Rechnung der Swisscom. Wenigstens keine Mahnung. Kann also noch einen Monat warten.

Niklaus durchmustert die NZZ. Er blickt auf und fragt sie, ob sie gestern an der Albisgüetli-Tagung war. Sie verneint lächelnd. „Hier steht, dass dieses Jahr alle Vorträge unter dem Zeichen der ‚flankierende Massnahmen‘ standen. Auch so ein Unwort.“ Chandra antwortet: „Marianne hat mir gesagt, ich kann nicht die Volkspartei dafür verantwortlich machen, dass Leute aus Nicht-EU-Ländern so schlecht behandelt werden. Schliesslich hat das ganze Volk dafür gestimmt.“ Niklaus rührt den Kaffee, legt den Löffel auf die Untertasse und trinkt seinen Kaffee aus. Müde und ärgerlich meint er: „Allerdings erst, nachdem sie das Volk während Jahren lang mit Hasspredigten und Propaganda aufgehetzt hatten!“

Sie öffnet den Brief mit Absender SVA. Nein, es ist nicht noch einmal eine Mahnung wegen des ausstehenden AHV-Beitrags. Sie überfliegt das Schreiben, grinst und liest ihm vor: „Als eingetragenes Mitglied einer AG haben Sie keinen Anspruch auf Leistungen der Arbeitslosenversicherung, sind jedoch beitragspflichtig.“ Wenigstens das kannst Du nicht der Volkspartei zur Last legen. Das sind eher Deine Genossen von der Sozialpartei, die von überzogener Rhetorik zur realen ökonomischen Vernichtung der Unternehmer übergegangen sind. Deine Genossen wollen Euch offenbar alle an die Wand stellen.“